



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2018

Heros oder ‚Mad Scientist‘? Selbsthéroisierungen von Amateurarchäologen im 19. Jahrhundert

Jung, Matthias ; Samida, Stefanie

DOI: <https://doi.org/10.6094/helden.heroes.heros./2018/HS/05>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-167741>

Journal Article

Published Version



The following work is licensed under a Creative Commons: Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0) License.

Originally published at:

Jung, Matthias; Samida, Stefanie (2018). Heros oder ‚Mad Scientist‘? Selbsthéroisierungen von Amateurarchäologen im 19. Jahrhundert. *helden. heroes. héroes. E-Journal zu Kulturen des Heroischen*, 4:47-61.

DOI: <https://doi.org/10.6094/helden.heroes.heros./2018/HS/05>

Matthias Jung und Stefanie Samida

Heros oder ‚Mad Scientist‘? Selbsteroisierungen von Amateurarchäologen im 19. Jahrhundert

Die öffentliche Wahrnehmung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ist heute recht ambivalent und schwankt, auch abhängig von der wissenschaftlichen Disziplin, nicht selten zwischen Heldinnen bzw. Helden und ‚Mad Scientists‘. Erste Analysen zeigen darüber hinaus, dass die in der Öffentlichkeit vorherrschenden Vorstellungen über Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und damit auch von Wissenschaft generell mehr durch fiktionale Charaktere aus Literatur und Film – etwa durch Viktor Frankenstein oder Indiana Jones – als durch reale geprägt werden (Pansegrau). Im 19. Jahrhundert war das ganz ähnlich, wobei hier vor allem die sogenannten Dilettanten¹ einen wichtigen Einfluss auf das Bild verschiedener, sich zum Teil erst etablierender Wissenschaften hatten. Dies gilt im Besonderen für die Ur- und Frühgeschichtswissenschaft, die sich erst im Laufe des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts zu einer akademischen Wissenschaftsdisziplin entwickelte.

Ausgehend von Heinrich Schliemann und Ernst Boetticher als zwei Amateurarchäologen, die wegen unterschiedlicher Deutungen derselben archäologischen Stätte eng miteinander verbunden waren, möchten wir die Mechanismen aufzeigen, die dazu führten, dass der eine als ‚Held‘ und der andere als eine Art ‚Mad Scientist‘ in die Fachgeschichte Eingang fand. Dabei wird deutlich werden, dass neben der medialen Präsenz, die eine wichtige Rolle in der Darstellung von Wissenschaftlern einnahm und eine positive – Heros Schliemann – wie negative Wahrnehmung – ‚Mad Scientist‘ Boetticher – zu beeinflussen wusste, vor allem Bekanntschaften und Förderer für die Entwicklung der beiden Protagonisten entscheidend waren.

Der Beitrag wird in den ersten beiden Schritten die Situation der im Werden begriffenen Prähistorischen Archäologie gegen Ende des 19. Jahrhunderts umreißen und knappe biographische Skizzen der beiden Protagonisten liefern. Im Hauptteil werden dann verschiedene Aspekte der Heroisierung bzw. ‚Anti-Heroisierung‘

zu erörtern sein. Die vorgenommene Analyse verweist dabei auf zwei damit eng verbundene Phänomene: Zum einen zeigt sich, dass der Heroisierungsprozess als „Wechselwirkung von sozialer Figuration“ einer Gemeinschaft und „Personalfiguration“ des Helden zu verstehen ist, zum anderen sind Heroisierungen immer auch das Ergebnis „hegemonialer Kämpfe“ (von den Hoff u.a. 9-10).

Von Amateuren und Autodidakten

Zur Zeit Heinrich Schliemanns, also im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, war die Klassische Archäologie das einzige archäologische Fach an den Universitäten.² Obwohl bereits seit dem ersten Drittel des Jahrhunderts allgemein ein Prestigeverlust des Griechenideals in der Altertumswissenschaft festzustellen ist (Sünderhauf XI), folgte die Klassische Archäologie weiterhin dem von Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) propagierten Antikenideal und damit der Normativität der griechischen Klassik.³ Es herrschte – bedingt durch den zunehmenden Einfluss der Kunstwissenschaft – ein stark kunstarchäologisches Verständnis vor, und der Gedanke, eigene Ausgrabungen vorzunehmen, „lag überhaupt damals noch merkwürdig ferne“ (Michaelis 97), wie der Klassische Archäologe Adolf Michaelis in seinem Buch über die archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts berichtet. Dieses Verständnis begann sich, wenn auch recht langsam, besonders ab den 1870er Jahren zu ändern, als bis dahin unbekannte antike Kulturen durch Ausgrabungen, wie etwa den Schliemann’schen in Troia und Mykene, erschlossen wurden. Befördert wurde diese ‚neue‘ Art der Archäologie auch durch die sich mehr und mehr etablierende Ur- und Frühgeschichtswissenschaft, speziell die Urgeschichtsforschung, die vor allem von in Vereinen organisierten Amateuren betrieben wurde.⁴

Das 19. Jahrhundert gilt gemeinhin als „vereinseliges Säkulum“ (Langewiesche 111), und Max Weber befand 1910 gar, der Mensch sei „ein Vereinsmensch in einem fürchterlichen, nie geahnten Maße“ (Weber 53) geworden. Neben Lesegesellschaften, politisch-ökonomisch orientierten Vereinen, Gesellschaften für Naturforschung und Turnvereinen kam es auch zur Gründung etlicher historisch geprägter Vereine durch das Bildungsbürgertum: So waren in den Jahren zwischen 1819 und 1848 mehr als 40 Gründungen von Geschichts- und Altertumsvereinen zu verzeichnen (Hoppe 1).⁵ Damit gab es – lange bevor die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie in Deutschland sich als Fach etablierte – Vereine und Vereinigungen, in denen sich das Bildungsbürgertum mit der eigenen Geschichte auseinandersetzte. Stimulierend für diese Vereinsgründungen, verstanden als Forum der Amateurwissenschaft (Daum 103-111), war die schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende, dann im 19. Jahrhundert wachsende und verklärende romantische Begeisterung der bürgerlichen Elite für Ruinen, antike Stätten sowie ‚vaterländische Altertümer‘.

In Ermangelung archäologischer Ausbildungsmöglichkeiten gingen die Vereinsgründungen in den Anfängen auf Privatleute, also Amateure, Autodidakten und Dilettanten – jeweils im positiven Sinn des Wortes als ‚Liebhaber‘, ‚Kunstbegeisterte‘ und ‚Hobbyforscher‘ verstanden – zurück.⁶ Bei ihnen handelte es sich um Beamte und Akademiker bzw. Gelehrte wie Juristen, Ärzte, Theologen, Philologen, Pfarrer oder Lehrer, die den „Genuß an der pittoresken Fülle der neu entdeckten kulturellen Relikte“ (Patzek 43) teilten.⁷ Neben dem ganz allgemeinen Wunsch nach Geselligkeit und „bürgerlicher Zusammenkunft“ (Gramsch 279) bestand ein wichtiges Motiv für die Zusammenschlüsse zu historischen Vereinen in regionaler Selbstfindung bzw. Identitätsbildung (ebd. 279-280), diese anfangs mehr auf lokaler, nach der Reichsgründung 1871 dann auch auf nationaler Ebene. Vorrangiges Ziel der Altertumsvereine war es, die ‚heidnische Vorzeit‘ zu erforschen, deren Zeugnisse zu erhalten und sie anderen Bevölkerungsteilen näher zu bringen: „Gerade die Bodenforschung, die anschauliche Altertumskunde, wurde zu einem Feld begeisterten Handelns der Bürger“ (Patzek 33). Zu den Hauptaufgaben der Vereine gehörte das Ausgraben bzw. die „Grabhügelöffnerei“ (Heimpel 63) und das Sammeln der Objekte; Letzteres spielte auf dem Weg noch „ungefestigter Disziplinen zur anerkannten Wissenschaft“ (Goschler 52) eine zentrale Rolle. Während also auf der einen Seite die bürgerlich geprägten Vereine vor allem in einem lokal

bzw. regional eingegrenzten Bereich eine wichtige Rolle für die Professionalisierung der Prähistorischen Archäologie spielten, kam auf der anderen Seite den zumeist von Einzelpersonen gemachten spektakulären Funden und aufsehenerregenden Entdeckungen eine wichtige Funktion im Hinblick auf die Popularisierung und damit Etablierung der Archäologie in weiten Bevölkerungskreisen zu. Hervorzuheben sind etwa das von Johann Georg Ramsauer (1795–1874) seit 1846 erforschte Gräberfeld von Hallstatt (Österreich) oder die von Ferdinand Keller (1800–1881) seit den 1850er Jahren an den schweizerischen und wenig später auch von anderen Forschern an österreichischen und deutschen Seeufnern entdeckten ‚Pfahlbauten‘, die damals ein regelrechtes ‚Pfahlbauieber‘ in Deutschland, der Schweiz und Österreich auslösten. Von gleichfalls hoher wissenschaftlicher wie populärer Bedeutung war das 1856 im Neandertal bei Düsseldorf gefundene menschliche Skelett, das Fragen nach der Menschwerdung aufwarf.

Ein für die Entwicklung der Prähistorischen Archäologie im 19. Jahrhundert wichtiges Ereignis bedeutete die durch den angesehenen Berliner Mediziner, Pathologen und Politiker Rudolf Virchow (1821–1902) im Jahr 1869 angeregte Gründung der *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* (BAG).⁸ Bestärkt durch wissenschaftliche Gesellschaften und Vereinigungen in verschiedenen europäischen Ländern sprachen sich Virchow und andere auf der *Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte* 1869 dafür aus, eine eigenständige deutsche Gesellschaft für anthropologische, ethnologische und urgeschichtliche Belange zu gründen. Im Spätherbst desselben Jahres wurde zuerst die *Berliner Anthropologische Gesellschaft*, und 1870 dann der gesamtdeutsche Dachverband gegründet.⁹ Mit Virchows Engagement und der Gründung der beiden großen für die Professionalisierung der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft einflussreichen Gesellschaften – die seinerzeit nicht nur „als Orte einer ‚scientific community‘, sondern oft zugleich auch als Vermittlungsinstanz zwischen Wissenschaft und Laienpublikum“ (Goschler 32) fungierten – zeichnete sich erstmals eine Verwissenschaftlichung bezüglich der bis dato von Amateuren und Autodidakten betriebenen heimatischen Altertumforschung ab.¹⁰ Virchow kam 1880 auf einer Versammlung der BAG zu dem Schluss: „Wir haben die Deutsche Prähistorie selbständig gemacht“ (Virchow, Verhandlungen 6). Diese Gründungen gaben der noch jungen Forschungsrichtung darüber hinaus eine neue, in erster Linie naturwissenschaftlich beeinflusste

Ausrichtung, was auch daran lag, dass sich zu dieser Zeit mehrheitlich Naturwissenschaftler und Mediziner, speziell Anatomen und Anthropologen, mit Fragen der Menschwerdung beschäftigten und ihre Aufmerksamkeit zunehmend archäologischen Fragen widmeten. Das im 19. Jahrhundert dominierende positivistische Wissenschaftsverständnis bildete daher auch die Grundlage für die sich etablierende Prähistorische Archäologie. Manfred K. H. Eggert spricht von einem „naturwissenschaftlichen Paradigma“ (Eggert 46), das zweifellos mit Virchow verbunden war und sich in der weitgehend materialgebundenen Ausrichtung der frühen Forschungen manifestierte. Virchow prägte die Prähistorische Archäologie in dieser Zeit wie kein anderer, weshalb Georg Kossack ihn treffend als „Doyen der entstehenden ‚Zunft‘ prähistorisch orientierter Archäologen“ (Kossack 33) bezeichnet hat. Schliemann fällt mit seinen Entdeckungen somit in eine Zeit, die – fachhistorisch betrachtet – durch Umwälzungen charakterisiert ist.

Der hier skizzierte Prozess lässt sich mit Uwe Wirth als „dilettantisches Dispositiv“ (Wirth 23-24) beschreiben. Damit ist ein Spiel um Abgrenzung von dilettantischen und professionellen Stilen der Wissensverarbeitung gemeint, das letztlich auf die Öffnung eines epistemischen Raumes zielt, der noch keine klar definierten Grenzen besitzt. Dieses Dispositiv, so Wirth, gehorche einer „Logik des Übergangs, des unmethodischen Abtastens, der *bricolage*“ (Wirth 24). Und wie bei vielen anderen im 19. Jahrhundert entstehenden Disziplinen wurden die Diskussionen um Abgrenzung zu anderen Fächern, um Fragen zu Methoden, Arbeitsweisen und anderem mehr vornehmlich öffentlich, also in Tageszeitungen und Zeitschriften, auf Kongressen und in Vorträgen, ausgetragen – das zeigen auch unsere Beispiele. Die von dem Historiker Mitchell G. Ash aufgeworfene These, wonach wissenschaftliche Disziplinen im ‚öffentlichen Raum‘ bzw. als ‚öffentliche Wissenschaften‘ entstanden und erst später akademisch institutionalisiert worden sind (Ash 354), trifft somit ebenso auf die Herausbildung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie zu.

Heinrich Schliemann und Ernst Boetticher¹¹

Zur selben Zeit, als in Berlin die für die Entwicklung der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft wichtigen Anthropologischen Gesellschaften gegründet wurden, sorgte der Kaufmann und in archäologischen Belangen „dilettierende

Privatier“ (Zintzen 257) Schliemann mit seinen sensationellen Entdeckungen – insbesondere auf dem Ruinenhügel Hisarlık (Türkei) – für Furore. Seine Gleichsetzung von Hisarlık mit dem von Homer in der Ilias beschriebenen Troia entfaltete nicht nur eine enorme wissenschaftliche Wirkung, sondern sie erfuhr auch weltweite Aufmerksamkeit und rief damit Widersacher auf den Plan, wie den ebenfalls als Autodidakten zu bezeichnenden Artilleriehauptmann a.D. Ernst Boetticher (1842–1930), der ab Dezember 1883 gegen Schliemann Front machte (z.B. Boetticher, Feuernekropole).

Der 1822 geborene Schliemann begann nach der Schule zunächst eine Lehre in einem Krämerladen; über Rostock, Hamburg und Amsterdam kam er dann 1846 nach St. Petersburg, wo er bereits ein Jahr später sein eigenes Handelshaus gründete. Vor allem während des Krimkrieges (1853–1856) verdiente der gewiefte Kaufmann ein Vermögen, mit dem er später all seine Ausgrabungen finanzieren sollte. Nach der Auflösung seines Handelshauses Mitte 1860er Jahre begab sich Schliemann auf Reisen, von denen ihn eine 1868 auch in die Troas (Kleinasien/Türkei) führte. Den darüber verfassten Reisebericht, der 1869 zuerst auf Französisch und dann auf Deutsch unter dem Titel *Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen* erschien, reichte er an der Universität Rostock als Doktorarbeit ein, worauf er *in absentia* promoviert wurde.

Seine ersten Ausgrabungen in Hisarlık unternahm er 1870, bis zu seinem Tod 1890 kehrte Schliemann immer wieder dorthin zurück; weitere Grabungen folgten ab 1876 in Mykene und Tiryns sowie ab 1880 in Orchomenos, allesamt antike Stätten in Griechenland, die in den Epen Homers erwähnt werden. Sein archäologischer Erfolg wird nicht verständlich ohne den Hinweis auf seine Homergläubigkeit. Es war im 19. Jahrhundert nicht unüblich, dass man sich einen Ausgrabungsort suchte, zu dem es möglichst viele geeignete antike Schriftquellen gab.¹² Für die Lokalisierung Troias spielten die homerischen Epen eine entscheidende Rolle. Alle, die nach dem *ubi Troia fuit?* fragten, hatten Homer und seine vagen Beschreibungen der geographischen Lage studiert. Schliemann unterschied sich von seinen Vorgängern allerdings dadurch, dass er, wie er selbst schrieb, den Angaben der *Ilias* vertraute und an deren Genauigkeit „wie ans Evangelium glaubte“ (Schliemann, *Alterthümer* 11). Seine Homergläubigkeit zeigt sich besonders gut bei seiner Benennung von Funden und Befunden. Ohne Umschweife belegte er etwa ein großes Gebäude mit dem Titel „Haus des Priamos“ (ebd. 206-211) und in einem Tor

meinte er das von Homer beschriebene „Skäische Tor“ (ebd. 205-206) zu erkennen. Von besonderer Bedeutung ist der von ihm 1873 gefundene goldreiche Schatzfund, den er mit der Bezeichnung „Schatz des Priamos“ belegte und der ihn weltberühmt machte (*Allgemeine Zeitung*, Beilage vom 5. August 1873). Seine „sentimentalen Mythologisierungen“ (Patzek 47) entbehrten jedoch jeglicher Grundlage und trugen dazu bei, dass zahlreiche gelehrte Autoritäten ihn nicht ernst nahmen und es geradezu unter ihrer Würde sahen, „sich mit diesen ‚Schrullen‘ zu beschäftigen“ (Schuchhardt, *Ausgrabungen* 12). Empfanden die zahlreichen Gelehrten diese Benennungspraxis mithin als absurd, so zeigte sie hingegen beim großen Publikum Wirkung. Durch Schliemanns Etikettierung schrieben sich die archäologischen Objekte in den neuhumanistischen Wertekanon des Bildungsbürgertums ein, zu dem sie bis heute gehören.

Ab Mitte der 1880er Jahre hatte der sich zunehmend professionalisierende Autodidakt dann mit Anfeindungen des von ihm dem Kreis seiner „Schmähschreiber“¹³ zugerechneten Hauptmanns a.D. Ernst Boetticher zu kämpfen, der ihm vorwarf, er habe die Grabungsergebnisse gefälscht und in Wirklichkeit handele es sich bei den auf dem Ruinenhügel Hisarlik gefundenen Überresten nicht um eine Stadt, sondern um einen Friedhof bzw. – in den Worten Boettichers – um eine „Feuernekropole“ (Boetticher, *Feuernekropole*). Daraufhin wurden Ende 1889 und Anfang 1890 an Ort und Stelle zwei wissenschaftliche Konferenzen abgehalten, die zur Klärung der Frage beitragen und den ‚Streithahn‘ Boetticher zur Raison bringen sollten.

Boetticher wurde 1842 geboren und trat bereits 1860 als Offizier-Aspirant in die Preußische Armee ein. Er kämpfte 1866 im Deutschen Krieg und 1871 im Deutsch-Französischen Krieg, quittierte aber dann 1876 im Alter von nur 34 Jahren als Kriegsinvalide den Dienst: „Er bezog eine Pension und behielt das Recht, die Regierungsuniform zu tragen“ (Zavadil, *Federkrieg* 22). Nach der militärischen Karriere betrieb Boetticher Studien an der Berliner Universität, u.a. in Politik und Geschichte, Nationalökonomie und Philosophie, und schließlich auch in Archäologie. Seine Mitgliedschaft in der BAG zwischen 1885 und 1889 – deren Ehrenmitglied Schliemann seit 1881 war – darf gewiss als Zeugnis seines archäologischen Interesses gewertet werden. Boettichers publizistische Tätigkeit begann in den frühen 1880er Jahren und war in der Folge recht vielfältig. Neben seinen archäologischen Arbeiten reichte sie über kunsthistorische, ethnographische und politische Themen bis hin zu Veröffentlichungen über die

Praxis der damals aufkommenden und stark diskutierten Feuerbestattung.

Im Folgenden werden wir anhand dieser beiden Protagonisten den Mechanismen der (Anti-)Heroisierung ausführlicher nachgehen. Als Ausgangspunkt dient uns der sogenannte Prioritätswahnsinn, wie er uns in Theodor Fontanes *Der Stechlin* von 1898 gegenübertritt. Im dichterischen Werk Fontanes, selbst ein bekennender Autodidakt (Fontane, *Kinderjahre* 177), spielen wissenschaftliche Autodidakten eine bedeutende Rolle (Stüssel), es ist daher eine instruktive Quelle, wenn man deren Rolle in der Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergründen möchte. Bezogen auf den Lehrer Krippenstapel macht Dubslav von Stechlin als Charakteristikum von Autodidakten den „Prioritätswahnsinn“ (Fontane, *Stechlin* 54) namhaft, also das Bestreben, vor allen anderen etwas entdeckt oder entwickelt zu haben.¹⁴ Im Kontext von Heroisierungsprozessen – verstanden als Akte der Zuschreibung, an denen verschiedene Akteure beteiligt sind (von den Hoff u.a. 8) – hat der Fontane'sche ‚Prioritätswahnsinn‘ bisher kaum Beachtung gefunden. Er soll daher hier in das Zentrum der Analyse gestellt und am Beispiel der Frage der Selbstheroisierung auf seine Tragfähigkeit hin geprüft werden. Denn das Bestreben, der Erste/Beste/Berühmteste/etc. zu sein, so unser Eindruck, lässt sich mit dem Konzept des Heroismus im Sinne einer „gemeinschaftlichen Orientierung an heroischen Modellen“ (ebd.) in Einklang bringen. Der in unserem konkreten Fallbeispiel sowohl bei Schliemann als auch bei seinem Antipoden Boetticher bisweilen fast kämpferisch vorgetragene und im Dienste eines Selbstheroisierungsversuches stehende Anspruch auf Priorität steht unseres Erachtens paradigmatisch im Kontext wissenschaftlicher Heroisierungsmechanismen des späten 19. Jahrhunderts.

Selbstheroisierung bei Schliemann

In Schliemanns frühen Schriften zur Archäologie verbindet sich dieser Anspruch nach Priorität mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, die sich rhetorisch unter anderem in dem häufigen Gebrauch von Floskeln wie „ohne Zweifel“, „unzweifelhaft“, „es unterliegt keinem Zweifel“, mit „allergrößter Energie“, mit „größtem Eifer“ etc. artikuliert, mittels derer Argumente durch einen apodiktischen Duktus ersetzt werden. Außerdem finden sich zahlreiche Formulierungen, die die Bedeutung seiner Arbeit für die Wissenschaft hervorheben bzw. deutlich machen sollen, dass

er seine Ausgrabungen nur für die Wissenschaft durchführte. So schreibt er beispielsweise 1873, er habe „mit den gefundenen Alterthümern eine neue Welt für die Archäologie aufgedeckt“ (*Allgemeine Zeitung*, Beilage vom 14. Juni 1873).¹⁵ Hinzu kommt ein Gestus der Überlegenheit gegenüber Fachwissenschaftlern; in der Vorrede seines Buches *Ithaka, der Peloponnes und Troja* merkt Schliemann an, entgegen den eigenen Intentionen von der Unfähigkeit der Archäologen zu einer Veröffentlichung seiner Untersuchungen geradezu gezwungen worden zu sein (Schliemann, *Ithaka* XXVIII). Darin schildert er auch, dass er lachen musste, da die Archäologen fast sämtlich die „Homerische Hauptstadt“ (Schliemann, *Ithaka* XXVIII) Ithakas falsch lokalisierten – nach Ausweis seines Tagebuchs indes war Schliemann selbst mit dem damals üblichen *Handbook for Travellers in Greece* (1854) der von ihm verlachten Meinung gefolgt (Cobet, Heinrich Schliemann 56). Seiner Priorität half Schliemann durch Retuschen der tatsächlichen Geschehnisse nach, prominent etwa bei der Identifizierung von Hisarlik mit Troia (Cobet, Heinrich Schliemann 60; auch Cobet, Troia) und in seinem erstmals in der autobiographischen Vorrede seines Werkes *Ilios* (1881) beschriebenen Kindheitstraum. Darin schildert er ein Gespräch mit seinem Vater an Weihnachten 1829. Zu diesem Weihnachtsfest bekam der knapp Achtjährige das bekannte Jugendbuch *Weltgeschichte für Kinder* von Georg Ludwig Jerrer (1821) geschenkt, in dem eine Abbildung des aus dem brennenden Troia fliehenden Aeneas – seinen Vater Anchises auf dem Rücken tragend und seinen Sohn Askanios an der Hand haltend – abgedruckt ist. In seinen autobiographischen Ausführungen stilisiert er Jerrers *Weltgeschichte für Kinder* zu einem frühen Schlüsselerlebnis für seine Ausgrabungen in Troia. Damals, so hören wir rückblickend von ihm, sei er mit seinem Vater übereingekommen, er werde einst die Mauern des antiken Troia ausgraben (Schliemann, *Ilios* 3-4).

Wie zahlreiche Geschichten in Schliemanns selbstbiographischen Darstellungen ist auch diese Szene und damit der Traum, Troia auszugraben, im Reich der Märchen anzusiedeln (dazu grundlegend Calder). Das von Schliemann gezielt überhöhte Bild eines bestimmten Augenblickes in seiner Kindheit verbreitete er ganz bewusst. Schließlich ging es ihm darum, seinem recht eigenwilligen Lebensweg – zuerst Kaufmann, dann Archäologe – einen Sinn zu geben und den angeblich seit Kindertagen gefassten Entschluss, Troia zu entdecken, Wirklichkeit werden zu lassen. Diese Inszenierung ermöglichte es darüber hinaus, seine Kaufmanns-

tätigkeit als Mittel zum Zweck erscheinen zu lassen. Der Traum von Troia entsprang aber der Schliemann'schen Phantasie und ist nicht mehr als eine „biographische Nachinszenierung“ (Schindler 28), die zum Mythos und in der Folge regelrecht kanonisiert wurde. Sie findet sich nicht nur in der postum erschienenen Selbstbiographie (Schliemann, *Selbstbiographie*), sondern auch in den populären Schliemann-Biographien von Emil Ludwig (*Schliemann: Geschichte eines Goldsuchers* 1932) und Ernst Meyer (*Heinrich Schliemann: Kaufmann und Forscher* 1969) sowie dem Schliemann-Roman von Alexander Stoll (*Der Traum von Troja: Lebensroman Heinrich Schliemanns* 1956).

Mittel der Selbststilisierung waren allerdings nicht nur seine autobiographischen Abhandlungen, sondern auch seine immer wieder in die Texte eingestreuten Schilderungen von Hindernissen, die ihm seitens der türkischen Regierung auferlegt worden seien („behufs Erlangung des zur Fortsetzung meiner Ausgrabungen nötigen Fermanns stieß ich aber auf neue große Schwierigkeiten“); über das Problem mit den ungeheuren Schutt- und Steinmassen, die es an der Grabungsstelle zu entfernen galt, sowie den Kampf mit dem schlechten Wetter („Wie furchtbar die Schwierigkeiten der Ausgrabungen bei solchen Steinmassen sind, davon kann sich nur der einen Begriff machen welcher der Sache mit beigewohnt und mit angesehen hat wie lang' es dauert, und wie mühsam es ist – besonders bei dem jetzigen Regenwetter“); über alltägliche Entbehrungen und Gefahren („das Leben in dieser Wildnis ist nicht ohne Gefahr, und es hätte z.B. diese Nacht sehr wenig daran gefehlt, so wären meine Frau und ich [...] verbrannt“); über Krankheiten („pestilentiales Sumpffieber“) sowie die Menge an Ungeziefer und giftigen Tieren („die hiesige ungeheure Menge von Insekten und Ungeziefer aller Art [ist] unsere größte Plage; besondere Angst aber haben wir vor den Skorpionen und sogenannten Vierziegfüßlern“).¹⁶ Die hier durchschimmernde Doppelheit von Leid einerseits und positiven, bewunderungswürdigen körperlichen wie charakterlichen Eigenschaften andererseits sind seit alters her eng mit dem Heldentypus verbunden (Neuhaus/Wallenborn 223). Das Geschilderte verdeutlichte dem interessierten Publikum – ohne Tat, Erzählung und Publikum gibt es keine Helden (Schneider 92) – nicht nur, dass Ausgrabungen gefährlich waren und immer auch ein Abenteuer darstellten (Mannsperger 69); sie zeigen Schliemann vielmehr immer auch als Menschen, der die ihm in den Weg gelegten Hindernisse zu beseitigen vermochte. Schliemann wurde somit nicht nur für seine Entdeckungen gefeiert

(Samida, Heinrich Schliemann 94-96; Samida, Archäologische Entdeckung), sondern gleichfalls für die von ihm gebrachten Opfer bewundert – denn Held kann letztlich nur der werden, der auch bereit ist, Opfer zu bringen (Münkler 742).

Zugleich aber stellten solche Äußerungen wie auch seine in Werke mit wissenschaftlichem Anspruch eingebundenen Selbstbiographien einen Verstoß gegen die *Maxime de nobis ipsis silemus* dar, die ein Zurücktreten der konkreten



Abb. 1: Grabmonument Schliemanns auf dem Zentralfriedhof in Athen (Foto: Stefanie Samida).

Person des Forschers hinter die Sache gebietet. Monumentalität erlangten Schliemanns Heroisierungsaspirationen schließlich in seinem von ihm selbst zu Lebzeiten geplanten Mausoleum auf dem Athener Zentralfriedhof (ausführlich dazu Hammer-Schenk). Es sollte seine Bedeutung als Archäologe – Schliemanns Büste blickt Richtung Akropolis – architektonisch und bildhauerisch würdigen, ja feiern, und so lautet die griechische Inschrift an der Frontseite seines Grabmonuments denn auch „ΣΧΛΙΜΑΝΝΩΙ ΗΡΩΙ“, was übersetzt bedeutet: „Schliemann dem Heros“ (Abb. 1).

Ruhm und Selbstströmung, das zeigt Schliemann, gehören zum Heldendasein (Neuhaus/

Wallenborn 240). In den Augen seiner Zeitgenossen war er – jedenfalls im außerakademischen Feld – ein Held, der seinen Narzissmus in einem Maße auszuleben vermochte, wie es der Alltag normalerweise nicht zulässt (Reemtsma 57). Er war der klassische ‚Selfmademan‘ seiner Zeit, der in prototypischer Manier den sozialen Aufsteiger – vom mittellosen Pastorensohn zum millionenschweren Geschäftsmann – und erfolgreichen wissenschaftlichen Entdecker repräsentierte. Man darf ihn daher zweifellos als „Helden der Gründerzeit“ (Maier 31) bezeichnen. Am Beispiel Schliemanns zeigt sich eindrücklich der Prozess der Heroisierung, begriffen als Wechselwirkung von sozialer Figuration einer Gemeinschaft und Personalfiguration des Helden (von den Hoff u.a. 9). Ohne seine sensationellen Entdeckungen und die Selbststilisierung seiner Person sowie die begierige Aufnahme der von Schliemann gemachten Entdeckungen durch seine Zeitgenossen und die auf ihn projizierten Erwartungen ist seine Heroisierung nicht denkbar. Als kommunikative Prozesse sind Heroisierungen zudem auf die mediale Präsentation angewiesen (ebd. 8) – auch das findet sich bei Schliemann, der nicht nur selbst aktiv mediale Präsenz herstellte, sondern auch als Popularisierer *par excellence* gelten kann (ausführlich dazu Samida, Heinrich Schliemann 80-103).

Die Bedeutung Rudolf Virchows für eine Professionalisierung des wissenschaftlichen Handelns Schliemanns, verstanden als Erwerb eines wissenschaftlichen Habitus, wird man schwerlich überschätzen können.¹⁷ Darüber hinaus war Virchow als weithin anerkannte Autorität aber auch für Schliemanns Akzeptanz in der Öffentlichkeit eine entscheidende Figur. Eindrücklich findet dies wiederum bei Fontane Ausdruck, in dessen Roman *Frau Jenny Treibel* Schliemann als „Metonymie für die Stärke des Autodidakten“ (Stüssel 127) fungiert. In einer Diskussion zwischen den Gymnasiallehrern Willibald Schmidt, der sich als dem Autodidaktentum aufgeschlossen erweist, und Friedrich Distelkamp als Verteidiger der über die etablierten Institutionen vermittelten Bildung bemerkt Schmidt über Schliemann:

Du kannst dir nicht vorstellen, daß jemand, der Tüten geklebt und Rosinen verkauft hat, den alten Priamus ausbuddelt, und kommt er nun gar ins Agamemnonsche hinein und sucht nach dem Schädelriß, aegisthschen Angedenkens, so gerätst du in helle Empörung; [und kurz darauf:] Aber lies nur, was Virchow von ihm sagt. Und Virchow wirst du doch gelten lassen. (Fontane, Jenny Treibel 354, 355)

Hier ist mit Händen zu greifen, in welchem Ausmaß die Parteinahme Virchows für Schliemann in der bildungsbürgerlichen Öffentlichkeit dessen Bedeutung als Wissenschaftler verbürgte.¹⁸ Virchow erfüllte damit für Schliemann eine Doppelfunktion: Er war ihm einerseits Mentor bei der Läuterung vom Autodidakten zum ernsthaften Wissenschaftler und andererseits sein Fürsprecher und Verteidiger. Das zeigt nicht nur das Beispiel bei Fontane, sondern wird auch in der Fachwelt deutlich, wo er versuchte, Schliemann bei den skeptischen deutschen Gelehrten salonfähig zu machen, indem er regelmäßig von Schliemann eingesandte Berichte aus Troia, Mykene, Tiryns, Orchomenos oder von anderen seiner zahlreichen Projekte und Reisen in verschiedenen Gesellschaften und Vereinen verlas. Denn der Enthusiasmus der akademischen Elite gegenüber Schliemanns Forschungen hielt sich zunächst sehr in Grenzen. Er galt insbesondere bei den deutschen Altertumswissenschaftlern – vornehmlich den Klassischen Archäologen – als archäologischer Laie, ja als Emporkömmling und Dilettant im pejorativen Sinne (ausführlich dazu Samida, Heinrich Schliemann 104–108). Das veranschaulicht ein Brief des Klassischen Archäologen Adolf Furtwängler (1853–1907) aus dem Jahr 1881, in dem er schreibt, Schliemann habe von der „eigentlichen Bedeutung seiner Ausgrabungen keine Ahnung“ und handele „nur aus dem niedern Interesse daß die Sachen so und so alt sind und gerade aus Troia und Mykenae stammen“ (zit. nach Greifenhagen 77). Hinzu kam auch eine gehörige Prise Neid, der in dem Umstand wurzelte, dass die Öffentlichkeit einem Autodidakten huldigte.

Die äußerst reservierten Reaktionen auf Schliemann und seine Ausgrabungen seitens der Fachgelehrten lassen sich auch an einem Vortrag Virchows in der *Berliner Akademie der Wissenschaften* ablesen. In einer der Sitzungen des Jahres 1880 stellte Virchow einige Ergebnisse der Troiagrabungen vor – doch das Interesse der anwesenden Gelehrten war verhalten, wie ein Brief Virchows an Schliemann bezeugt:

Curtius verhielt sich kühl, aber nicht oppositionell. Mommsen nahm sehr großes Interesse. Contze war nicht da, hat mir aber nachträglich einen besonderen Brief der Anerkennung geschrieben. Kirchhoff, unser eigentlicher Hellenist, tat, als ginge ihn die Sache nichts an. Aber Sie können darauf rechnen, daß ich die Herren aus ihrer Lethargie herausbringen werde. (Virchow an Schliemann, 3. Februar 1880, zit. nach Herrmann/Maaß 162)

Selbsteroisierung bei Boetticher

Während bei Schliemann der ‚Prioritätswahnsinn‘ des Helden im Zuge der Ausbildung des wissenschaftlichen Habitus eines Gelehrten hinter ein Bemühen um Sachhaltigkeit zurücktrat, nahm er bei Ernst Boetticher obsessive Züge an. Exemplarisch hierfür steht die Verbissenheit, mit der er um die Anerkennung als *primus inventor* des Begriffs „Feuernekropole“ kämpfte. Der Archäologe und Architekt Robert Koldewey (1855–1925) veröffentlichte 1887 in der *Zeitschrift für Assyriologie* einen Bericht über die Ausgrabungen in Surgul und Al-Hiba (Mesopotamien). Deren Ruinen interpretierte er fälschlich als die Überreste von Nekropolen und resümierte: „So vielerlei Fragen auch unerledigt geblieben sind, so liegt doch die eine Thatsache klar vor, dass wir in Surghul und El Hibba die Ruinen von altbabylonischen Feuernekropolen zu erblicken haben“ (Koldewey, *Altbabylonische Gräber* 430). Die Verwendung des Terminus „Feuernekropole“ rief nun Boetticher auf den Plan, der auf die Urheberschaft vehement Anspruch erhob.¹⁹ In einem Brief an Koldewey befand er, dessen Bericht

bestätigt bis auf einige Unterfragen die mir gehörige Entdeckung der ‚Feuer-Nekropolen‘ und stellt Alles dar, was ich mit dem geistigen Auge geschaut und aus dem Befunde in Hissarlik abgeleitet habe. Vorher wusste man nichts von Feuernekropolen, weshalb ich von der Clique Schliemann-Virchow etc. als der sinnreiche Entdecker der Feuernekropolen verhöhnt wurde. (Boetticher an Koldewey, 27. Juli 1888, zit. nach Zavadil, *Federkrieg* 162)

Die Freude über die Bestätigungen dessen, was er mit „dem geistigen Auge geschaut“ hatte, verbindet sich allerdings mit einem Ausdruck des Befremdens darüber, von Koldewey in dessen Artikel übergangen worden zu sein, und Boetticher schließt mit den Worten: „Ihrer gefälligen Erklärung, in welcher Weise Sie mein geistiges Eigentum anerkennen wollen, darf ich wohl umgehend entgegen sehen“ (Boetticher an Koldewey, 27. Juli 1888, zit. nach Zavadil, *Federkrieg* 163).

Koldewey schrieb in Reaktion auf dieses Ansinnen einen Brief an den Herausgeber der *Zeitschrift für Assyriologie*, wovon er auch Boetticher in Kenntnis setzte. Er ersuchte darum, den Lesern mitzuteilen, sie mögen das Wort „Feuernekropole“ durch „Nekropole“ ersetzen. Zwar räumte er ein, „Feuernekropole“ den Schriften Boettichers entnommen zu haben, es habe ihm jedoch ferngelegen

durch Anwendung des Wortes ‚Feuerenekropole‘ den Zustand der Ruinenstätten von Surghul und El Hippa mit dem der ‚Feuerenekropolen‘, die Herr Hauptmann a.D. Bötticher entdeckt hat, identifizieren zu wollen. (Koldewey, Aus einem Briefe 252-253)

Koldewey verwendete das Wort „Feuerenekropole“ demnach rein deskriptiv, während Boetticher es als Typenbegriff verstand, der die Art der Anlage eines bestimmten Typus von Nekropolen meinte.²⁰ Koldewey wollte die Befunde von Surgul und Al-Hiba nicht als Vertreter desselben Typus verstanden wissen, die Boetticher in Hissarlik erkannt zu haben glaubte, und distanzierte sich daher von dieser Bezeichnung, nicht ohne mit einer gewissen Süffisanz Boettichers Prioritätsaspirationen zu kommentieren:

Ich habe nicht für nothwendig gehalten, dabei zu erwähnen, dass das Wort von Herrn Hauptmann a.D. Ernst Bötticher stammt, aus dessen Schriften ich es entlehnte, – ich will das hiermit nachholen, ohne damit den Glauben an die Nothwendigkeit, den Erfinder eines neuen Wortes bei Gebrauch desselben namhaft zu machen – erwecken zu wollen. Herr Hauptmann a.D. Ernst Bötticher hatte nämlich die Güte, mich in einem Schreiben vom 27. Juli d.J. darauf aufmerksam zu machen, dass die ‚Entdeckung der Feuerenekropolen‘ ihm ‚gehöre‘ und dass er der erste war, der den ‚neuen Ausdruck Feuerenekropole‘ zur Anwendung gebracht hat. (Koldewey, Aus einem Briefe 252)

Boetticher sah hinter der Nichterwähnung seines Namens

eine Intrigue jener berliner Kreise [...], die mir ob meiner Arbeiten spinnefeind sind und glauben, den Nichtzünftigen bei Seite schieben und auf dem Umwege über Surghul zu der wohl längst als unvermeidlich erkannten Umdeutung von Hissarlik gelangen zu können. (Brief Boetticher vom 27. Juli 1888, zit. nach Zavadil, Federkrieg 164)

In dieser weitreichenden Unterstellung, die in den zugänglichen Dokumenten keinerlei Bestätigung findet, kommt dieselbe Empfindlichkeit Boettichers zum Ausdruck, die sich auch in der Anschuldigung aussprach, Schliemann und Dörpfeld hätten Befunde und Pläne gefälscht, um seine Feuerenekropolenhypothese zu widerlegen (z.B. Boetticher, Feuerenekropole 1012). Die Neigung, Kritik an seinen Arbeiten unvermittelt als Produkt wissenschaftlicher Unredlichkeit auszulegen, war bei Boetticher jedenfalls sehr

ausgeprägt und kann als Indikator mangelnder Professionalisierung gewertet werden.

Vor diesem Hintergrund musste er die Korrektur Koldeweys als Bestätigung einer gegen ihn gerichteten Verschwörung verstehen und er reagierte wortreich in einem Brief, in welchem er Koldewey vorwarf, „meine generelle Entdeckung zu einem Spezialfall herabdrücken“ zu wollen (Boetticher an Koldewey, 6. August 1888, zit. nach Zavadil, Federkrieg 170). Boetticher forderte ihn daher auf zu bekennen, „daß Ihre Spatenarbeit nur die empirische Bestätigung meiner speculativen Thätigkeit darstellt“ (Boetticher an Koldewey, 6. August 1888, zit. nach Zavadil, Federkrieg 171). Schließlich nimmt der Duktus des Briefes drohende Züge an, indem er Koldewey ermahnt, „jeden Anspruch auf eigene Entdeckung“ aufzugeben. Und er fährt fort:

Ohne die Kenntniß meiner Arbeiten würden Sie [...] das Bild ‚nicht gesehen‘ haben. Wollen Sie es aber darauf ankommen lassen, daß meine Rechte erst von mir und von dritter Seite klargestellt werden, so wird Ihnen das nicht zum Ruhme gereichen. (Boetticher an Koldewey, 6. August 1888, zit. nach Zavadil, Federkrieg 172)

Koldewey antwortete ihm, dass

[ich] die richtige Beurtheilung der Frage, ob ich ohne die Kenntniß Ihrer Arbeiten den Thatbestand von Surghul und El Hibba begriffen haben würde mir selbst vorbehalte (Koldewey an Boetticher [Entwurf], 7. August 1888, zit. nach Zavadil, Federkrieg 173)

und kündigte an, die Korrespondenz nicht fortsetzen zu wollen.

Eine Abschrift des Briefes an Koldewey sandte Boetticher mit einem ausführlichen Begleitschreiben an den bekannten Ägyptologen Georg Ebers (1837–1898), worauf dieser ihm attestierte, dass

Sie in der That den Spatenführern durch eine Geistesthat zugekommen sind und das Vorhandensein von Feuerenekropolen zuerst signalisiert und begründet haben. (Ebers an Boetticher, 12. September 888, zit. nach Zavadil, Federkrieg 178)

Diese eher beiläufige Bemerkung kam Boetticher offensichtlich einer Art Ritterschlag gleich, und noch über 20 Jahre später stellte er sie im Faksimile seiner im Selbstverlag erschienenen Bilanz *Der trojanische Humbug* (1911) voran.²¹ In seiner Kommunikation mit Fachwissenschaftlern ging es Boetticher – anders als Schliemann, der ein

großes Netzwerk an wissenschaftlichen Unterstützern aufgebaut hatte – nicht um die Einrichtung von Mentorenverhältnissen, vielmehr wollte er Gelehrte gewinnen, die in der Öffentlichkeit seine Hypothesen vertraten, ohne dass diese selbst zur Disposition gestanden hätten (hierzu Jung, *Citizen Science* 46-47). Kehrseitig dazu kritisierte er an seinen Gegnern nicht nur deren Argumente, sondern versuchte, sie auch als Wissenschaftler zu diskreditieren, indem er ihre Kompetenz und Zuständigkeit bestritt.²² Er wiederholte in der Schilderung seiner Auseinandersetzung mit Koldewey die Behauptung von Hintermännern – ein klassischer verschwörungstheoretischer Topos – mit „Virchow an der Spitze“ (Boetticher, Humbug 137):

Allerdings griffen meine Gegner, da sie mich nicht zu widerlegen vermochten, zu dem kläglichen Mittel, durch Zetern über angebliche Verleumdung die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken und mir die Sympathien zu rauben, damit meine Schriften keine Leser fänden, aber ich hatte doch Großes erreicht. (ebd. 140)

In diesem Schulbeispiel projektiver Abwehr ist nicht etwa die Verleumdung in Gestalt des ungeheuerlichen und sachlich unbegründeten Vorwurfs der vorsätzlichen Befund- und Planfälschung an die Adresse von Schliemann und Dörpfeld ein „klägliches Mittel“, sondern vielmehr das „Zetern“ über diese.

Insgesamt bietet der Werdegang Boettichers das Bild eines Mannes, der, wie sein Antipode Schliemann, intelligent, belesen, tüchtig und mit schriftstellerischem Talent gesegnet war, dem es aber anders als Schliemann nicht gelang, einen wissenschaftlichen Habitus auszubilden, der es ihm ermöglicht hätte, sich *sine ira et studio* Kritik zu stellen und eigene Hypothesen gegebenenfalls aufzugeben. Seine Hypothesen wurden zu fixen Ideen, flankiert von Verschwörungstheorien, welche ihren Verfasser immer weiter isolierten. Dieses Unvermögen, der Logik des besseren Arguments zu folgen, führt im Konfliktfall unvermeidlich zur Eskalation. Der wissenschaftliche Habitus markiert, ungeachtet des vorhandenen Fachwissens, die Grenze des archäologischen Laienengagements, wie sich gerade auch an zeitgenössischen Beispielen zeigen lässt (hierzu exemplarisch Jung, *Citizen Science*; ausführlich Jung, *Heimathirsche*). Insofern manifestieren sich im Agieren Boettichers auch verallgemeinerungsfähige Struktureigenschaften wissenschaftlichen Laienhandelns. Boettichers (mutmaßlich) letzte Publikation zum Thema war die erwähnte Schrift *Der trojanische Humbug*, die fast 30 Jahre nach seinen ersten

Artikeln erschien und als letzte Abrechnung mit dem „seit 1883 von mir bekämpften Unsinn“ (Boetticher, Humbug VII) den Charakter eines Vermächtnisses besitzt. Vor allem das Vorwort wirkt wie ein etwas angestrebter Versuch der Selbsteroisierung, als hätte Boetticher bereits seinen eigenen Nachruf verfasst; es soll daher etwas genauer betrachtet werden.

Boetticher bemüht den Heroisierungstopos des Opfers sowie der Uneigennützigkeit und beruft sich dabei auf Johann Wolfgang von Goethes Distichon *Vier Jahreszeiten* (Boetticher, Humbug VIII):

Viele Jahre ernster Arbeit und bitterer Fehde habe ich der Lösung der Frage von Hissarlik geopfert, eingedenk dessen, was Goethe in den ‚Vier Jahreszeiten‘ Nr. 58 sagt: ‚Irrtum verläßt einen nie, doch ziehet ein höher Bedürfnis/Leise den strebenden Geist immer zur Wahrheit hinan.‘²³

Boetticher aber verweist zu einer Zeit auf Goethes Distichon, als seine Feuernekropolentheorie ihm längst zu einer fixen Idee geronnen war und er von seinem Irrtum nicht mehr lassen konnte.

Bemerkenswert ist ferner folgende Passage:

Die Ergebnisse meiner 1881 begonnenen Forschung, gewonnen in einsamer Wanderung, an Fundstätten und in Museen, nachgeprüft und geformt in der ‚Studierstube‘, sind in diesem Buche in die knappste Form gebracht. (Boetticher, Humbug VIII)

Neben der Stilisierung zum einsamen Heros, der die Last seiner Aufgabe allein zu tragen hat, fällt vor allem die affirmative Verwendung des Wortes „Studierstube“ als unerlässlichem Ort der Reflexion auf – wurde Boetticher doch gerade vorgeworfen, als „Stubengelehrter“ das von ihm Verhandelte nicht aus eigener Anschauung zu kennen, so dass man von einem Versuch der Umdeutung von Stigma in Charisma sprechen könnte.

Auch bemühte er sich um eine Selbsteroisierung über Bande, indem er einen Passus wiedergibt, der ihm Selbstlosigkeit und Hingabe bescheinigt, ohne dass Verfasser und Kontext des Zitates genannt würden. Zwar sei er vielfach angefeindet worden, aber selbst die Gegner hätten anerkennen müssen,

daß ich, ohne jeden selbstsüchtigen Zweck, nur im Interesse der Wissenschaft kämpfte, und stets den Mut meiner Überzeugung bewies, obwohl ich davon nur Verdruß und materielle Nachteile hatte. (Boetticher, Humbug VIII)

Aber obgleich er keinen selbstsüchtigen Zweck im Sinne materieller Gratifikationen verfolgte, ermöglichten ihm seine archäologischen Betätigungen doch das Ausagieren eines ‚Prioritätswahnsinns‘, die Gratifikation war also psychischer Natur. Wie im nächsten Abschnitt ausgeführt werden soll, wurde er aber in der Öffentlichkeit lange Zeit durchaus ernst genommen, trotz weitgehender Ablehnung durch die Fachgelehrten, die ironischerweise zuvor Schliemann mit erheblichen Vorbehalten bedacht hatten. Schliemann verdankte seinen Aufstieg zum Heros eines aufstrebenden Bürgertums auch seiner forcierten Abgrenzung von den etablierten Gelehrten. Um diesen Status aber zu veralltäglichen und auf Dauer zu stellen, bedurfte es deren Anerkennung, und die Voraussetzung hierfür war wiederum die Ausbildung eines entsprechenden Habitus. Die Auseinandersetzung mit Boetticher hatte eine katalysatorische Funktion, insofern als die Fachgelehrten sich gezwungen sahen, Stellung zu beziehen und mehrheitlich Schliemann gegenüber Boettichers Angriffen verteidigten. Dessen Scheitern hatte mehrere Gründe. Die immer schriller werdende Wiederholung derselben Vorwürfe bot letztlich zu wenig Substanz für eine dauerhafte Heroisierung und ‚Gefolgschaftsbildung‘, außerdem wirkte Boettichers Insistieren auch nach Schliemanns Tod zunehmend pietätlos.

Resonanz auf die Schliemann-Boetticher-Kontroverse in der Öffentlichkeit

Betrachtet man die publizistischen Reaktionen in der bürgerlichen wie in der Fachöffentlichkeit auf die Kontroverse zwischen Schliemann und Boetticher, so fällt ein Umstand ins Auge: Fast immer griffen die Verfasser zur Darstellung und Kommentierung dieses Streites auf den Troianischen Krieg als Metaphernreservoir zurück und projizierten das Personal der homerischen Epen, freilich in unterschiedlicher Weise, auf die Protagonisten. Der Troianische Krieg fungierte als facettenreicher narrativer Plot, in den sich die aktuellen Geschehnisse einhängen ließen. So erschien es als folgerichtig, Schliemann zum ‚Burgheer‘ von Troia und Boetticher zum ‚Achaier‘ und damit zum Angreifer zu stilisieren. Das Berliner Satireblatt *Kladderadatsch* hat sich verschiedentlich Schliemanns und des Streits mit Boetticher angenommen (Witte, Schliemann heiter), unter anderem in einem mit „Nauke“ gezeichneten „offenen Schreibbrief an Herrn

Dr. Heinrich Schliemann“ vom September 1889, in dem der Umstand ironisiert wird, dass Schliemann auf eigene Kosten seinen Widersacher nach Hisarlık einlud, um dessen Feuernekropolenhypothese in Ansehung der Befunde zu widerlegen (Kladderadatsch, Schreibbrief). Zu lesen ist dieser satirische Brief auch als Ausdruck der Verwunderung darüber, welche Aufmerksamkeit Schliemann seinem Widersacher zu widmen bereit war; Virchow gab Schliemann schon 1884 den Rat, die Äußerungen Boettichers stillschweigend zu übergehen oder allenfalls moderat zu reagieren. Sein Widerwille, in dieser Angelegenheit selbst das Wort zu ergreifen, drückt sich in der folgenden Bemerkung aus:

Sie müssen es wirklich als einen Akt ganz persönlicher Hingebung betrachten, wenn ich Ihrem Wunsche nachkomme und an diese Geschichte meine Tinte verschwende. Aber Sie sollen Ihren Willen haben! (Virchow an Schliemann, 31. Januar 1884, zit. nach Herrmann/Maaß 396)

Und wenig später berichtete er in einer Weise Schliemann davon, die Thesen Boettichers in der BAG thematisiert zu haben, die seinen Unwillen und seine Überwindung unmissverständlich zum Ausdruck bringen.²⁴ Noch Carl Schuchhardt konstatierte, Schliemann habe mit seinen ausführlichen Antworten auf die Einlassungen Boettichers die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit überhaupt erst auf diesen gelenkt (Schuchhardt, Ausgrabungen 22).

Ein spöttisches, im April 1890 erschienenes Gedicht, dessen Titel „Der Krieg um Troja“ (**Abb. 2**) bereits die Transposition des Streites zwischen Schliemann und Boetticher auf den Troianischen Krieg vollzieht, buchstabiert diese Parallele lyrisch aus:

Nun hub ein scharfes Streiten um Troja an
aufs neu,
Es eilen von beiden Seiten die Führer zum
Kampf herbei (Kladderadatsch, Krieg)

wobei insbesondere die Dauer der Kontroverse Gegenstand der Analogisierung ist („Wie lange wird's noch dauern, bis Einem winkt der Sieg?/ Ob wieder um Trojas Mauern zehn Jahre lang tobt der Krieg?“ [ebd.]).

Die Schlusspointe des Gedichts – der Geist des Priamos weiß selbst nicht mehr genau, wie es sich mit Troia eigentlich verhält – hat indikatorischen Wert für das öffentliche Raisonement über die Schliemann-Boetticher-Kontroverse: Die Streitfrage wird nämlich, wohlgermerkt auch nach den beiden im Dezember 1889 und März 1890 abgehaltenen Troiakonferenzen, durchaus als offen und unentschieden dargestellt, die

Positionen Schliemanns und Boettichers erscheinen als gleichermaßen berechtigt. Schuchhardt zufolge bestand Schliemanns Reaktion auf die Lektüre des Gedichtes in der Bemerkung: „Er nimmt also nicht Partei“ (Schuchhardt, *Leben* 180), ihm ist folglich das für ein Satireblatt ungewöhnliche Bemühen um Ausgewogenheit nicht entgangen. Festzuhalten ist auch, dass auf eine Ridikülisierung Boettichers als tragische oder komische Figur gänzlich verzichtet wird, obwohl er – zumal für ein Blatt wie den *Kladderadatsch* – hierfür mancherlei Angriffsfläche geboten hätte. Zwar wird er als „schlimmer Hauptmann“ (Kladderadatsch, *Krieg*) bezeichnet, doch ist dies augenscheinlich eine Paraphrase der Schliemann'schen Perspektive.

So galt in der Publikumspresse die Frage „Siedlung oder Feuernekropole?“ als eine durchaus noch virulente. Der ungarische Publizist und Journalist Adolf Kohut (1848–1917) verfasste nach Schliemanns Tod einen den Stand der Diskussion zusammenfassenden Artikel im *Pester Lloyd*. Auch ihm ist der Troianische Krieg eine Folie zur Darstellung der Kontroverse: „Seit einigen Jahren tobt ein erbitterter Kampf um Troja zwischen den modernen Achaiern und Trojanern“ (Kohut 1), in

welchem „der ‚Artillerie-Hauptmann‘ [...] einen kühnen Angriff auf die Priamusburg“ unternahm (ebd.). Damit sind die Rollen verteilt: Schliemann ist der Burgherr (und zugleich der „Columbus von Troja“ [ebd.]), während Boetticher „seit langer Zeit ein unausgesetztes Kleingewehrfeuer auf seine Gegner unterhält“ (ebd.). Diese Metapher ist doppeldeutig, denn man könnte sie zum einen als despektierlich in dem Sinne verstehen, dass es Boetticher in der Auseinandersetzung mit Schliemann an ‚großkalibrigen‘ Argumenten gebrach, andererseits könnte man sie aber auch als Akzentuierung der Hartnäckigkeit und Detailversessenheit Boettichers begreifen. Nach der Einrichtung dieses Plots folgt dann eine um Sachlichkeit bemühte, ausführliche Darstellung der Position Boettichers und ihrer Begründungen; abschließend stellt Kohut fest, dass, auch wenn Boetticher nach seinen „fürchterlichen Attacken“ (Kohut 2) in Ansehung der Befunde in Troia viele seiner Behauptungen zurückgenommen habe, das letzte Wort noch nicht gesprochen sei (ebd.). Der Artikel endet mit einer Beschwörung der großen Verdienste Schliemanns, der „Jahrzehnte lang mit dem Aufgebot all seiner Kräfte, seines Vermögens und seiner Gesundheit“ (ebd.) seine pionierhaften Forschungen betrieben habe und diese Verdienste blieben ihm unbenommen, auch wenn er „in diesem oder jenem Punkte geirrt haben sollte“ (ebd.).

Alles in allem finden sich in der Publikumspresse, bei aller Würdigung der Verdienste Schliemanns, sachliche, neutrale, um Ausgewogenheit bemühte Darstellungen der Positionen, zudem enthält sie sich weitgehend einer Verächtlichmachung der Person Boettichers.²⁵ Er fand, so kann man festhalten, in der Öffentlichkeit durchaus eine gewisse Resonanz und seine Theorien wurden ‚ohne Ansehen der Person‘ ernsthaft diskutiert, während er bei den Fachgelehrten fast einhellig auf Ablehnung stieß.



Abb. 2: Titelblatt des *Kladderadatsch* vom 20. April 1890 mit dem Gedicht „Der Krieg um Troja“.

Schluss

Die Beschäftigung mit den beiden Amateurwissenschaftlern hatte sich zum Ziel gesetzt, Mechanismen der (Anti-)Heroisierung zu untersuchen. Der Fontane'sche ‚Prioritätswahnsinn‘ stellt dabei das zentrale Element dar, das neben Formen der Selbstinszenierung, Selbststilisierung und Medialisierung Abgrenzungsver- und Annerkennungensuche nach sich zieht. Im Zusammenhang mit Heinrich Schliemann wurde deutlich, dass sich das Heroische in zweifacher Hinsicht konstituiert: „als Ausführung von

Heldentaten und durch ihre *Aufführung* für andere (und durch andere) in der Darstellung“ (von den Hoff u.a. 11). Wie kaum ein anderer hat er seine Ausgrabungen und Entdeckungen sowie sich selbst ganz im Sinne des ‚Prioritätswahnsinns‘ medial inszeniert und heroisiert, obgleich er im Hinblick auf Ausgrabungstechniken nur mit Einschränkungen als Pionier anzusprechen ist (dazu Zavadil, Dilettant). Zugleich stilisierte er seine Taten als Opfer – immerhin waren zahlreiche Beschwerden zu überwinden – ohne die seine Entdeckungen überhaupt nicht möglich gewesen wären. Man wird zweifellos feststellen dürfen, dass Schliemanns Strahlkraft als Held wesentlich ein Effekt seiner eigenen Medialisierung war (vgl. von den Hoff u.a. 11), er hat zu seiner Bekanntheit und an seinem Ruhm tatkräftig mitgewirkt. Das führte zu einer Gleichsetzung der Entdeckung mit dem Entdecker und damit letztlich zur Formel: Troia = Archäologie = Schliemann.²⁶ Eine gewisse Ironie liegt darin, dass er zu einem Zeitpunkt, als seine Heroisierung in der öffentlichen Wahrnehmung weitgehend abgeschlossen war, begann, seine Professionalisierung als Wissenschaftler zu forcieren, obwohl sich seine Heroisierung immer auch mit einem antiakademischen, sich gegen die etablierte Wissenschaft der ‚Stubengelehrten‘ – vornehmlich der kunsthistorisch ausgerichteten Klassischen Archäologen – richtenden Impuls verband. Für Diskussionen sorgte überdies, dass Schliemann sein Augenmerk weniger auf die Baudenkmäler und Kunstwerke richtete; er rückte – inspiriert auch von der Zusammenarbeit mit Virchow – die vermeintlich unscheinbaren Kleinfunde aus Keramik, Metall und Knochen sowie Pflanzenreste in das Blickfeld der Forschung. Das erforderte, wie Ulrich Veit hervorgehoben hat, einen gänzlich anderen methodischen Ansatz als die sogenannte ‚Kunstarchäologie‘, wie sie damals die meisten Klassischen Archäologen praktizierten (Veit 124).²⁷ Und das führte zwangsläufig zu Konflikten mit und Konkurrenz zu Fachvertretern der bereits etablierten Klassischen Archäologie und der Frage nach deren Fach- und Selbstverständnis.

Ernst Boetticher wird man hingegen keine besondere Strahlkraft zusprechen können. Er versuchte sich vielmehr an dem Helden Schliemann abzarbeiten und auch er machte Prioritätsansprüche geltend. Doch anders als Schliemanns für jedermann aufgrund ihrer unmittelbaren Präsenz sicht- und greifbaren Funde und Befunde waren die ‚Entdeckungen‘ des Hauptmanns lediglich begrifflicher Natur, weshalb er sich den Vorwurf gefallen lassen musste, Schliemann als Mann der Tat gar nicht auf Augenhöhe begegnen zu können und als Studierstubensophist

lediglich ein „Schmähschreiber“ oder, wie Adolf Furtwängler mit Blick auf den Troianischen Krieg schrieb, „ein lebender Thersites“ (Furtwängler 15) zu sein. Und anders als Schliemann, der sich dank der Mentorenschaft Virchows einen wissenschaftlichen Habitus anzueignen vermochte und in der Folge der im Entstehen begriffenen Ur- und Frühgeschichtswissenschaft einen Dienst erwies,²⁸ gerierte sich Boetticher als verkannter Held und Opfer des wissenschaftlichen Establishments. Er blieb zeitlebens in seinen Verschwörungstheorien gefangen und wurde so zu einem ‚Mad Scientist‘, zu einem von einer fixen Idee besessenen Wissenschaftler – einem Wissenschaftler, der er *de facto* nicht war: Denn anders als Schliemann blieb er immer Amateur.

Matthias Jung ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im soziologischen Teilprojekt des LOEWE-Schwerpunktes „Prähistorische Konfliktforschung“ an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

Stefanie Samida ist Nachwuchsgruppenleiterin im Cluster „Kulturelles Erbe“ der Heidelberg School of Education sowie Privatdozentin für das Fach Populäre Kulturen an der Universität Zürich.

1 Um das Gender-Ungleichgewicht in der damals männlich dominierten Wissenschaftslandschaft abzubilden und die Lesbarkeit des Beitrages zu erleichtern, verwenden wir im Folgenden nur die maskuline Form.

2 Das Fach firmierte häufig unter dem Titel „Klassische Altertumswissenschaft“ oder „Klassische Altertumskunde“ und stand bis um die Jahrhundertmitte unter starkem altphilologischen Einfluss (dazu Eggert 100-104).

3 Winkelmann hatte in der Mitte des 19. Jahrhunderts keineswegs an Bedeutung innerhalb der Klassischen Archäologie verloren (Sünderhauf 11).

4 Uns geht es hier dezidiert um die Ur- und Frühgeschichtswissenschaft bzw. Prähistorische Archäologie, die von der Klassischen Archäologie als ältestes aller archäologischen Einzelfächer deutlich zu unterscheiden ist (Eggert 100-104). Die Klassische Archäologie beschäftigt sich, vereinfacht gesagt, in erster Linie mit dem griechischen und römischen Kulturraum, wobei lange Zeit lediglich das Kunstwerk im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stand. Über die Stilanalyse versucht sie, die antiken Kunstwerke zu analysieren und klassifizieren und über die kunstwissenschaftlich-hermeneutische Betrachtungsweise zu interpretieren; dazu steht ihr auch eine schriftliche Parallelüberlieferung zur Verfügung. Mittlerweile entstehen jedoch auch Arbeiten im Fach, die einen kulturwissenschaftlich-soziologischen Ansatz und somit letztlich den Menschen in den Fokus ihrer Betrachtung stellen. Das geographische Arbeitsgebiet der Klassischen Archäologie liegt in Griechenland, auf den Ägäischen Inseln, in der kleinasiatischen Küstenzone und in Italien; selbstverständlich sind auch Regionen außerhalb der genannten Gebiete, in denen Griechen und Römer Zeugnisse hinterlassen haben, einzubeziehen. Zeitlich betrachtet ergibt sich ein Arbeitsfeld von rund 1500 Jahren, das um die Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. beginnt

und im späten 5. Jahrhundert n. Chr. endet. Daneben widmet sie sich auch der ägäischen Ur- und Frühgeschichte, also der Minoischen Kultur auf der Insel Kreta und der Mykenischen Kultur. Die von Schliemann ausgegrabenen Stätten in Troia, Mykene, Tiryns und Orchomenos sind der Ägäischen Bronzezeit (ca. 3200 bis ca. 1050 v. Chr.) zuzuordnen. Die Prähistorische Archäologie widmet sich hingegen jenen Zeiten, die nicht oder nur sehr bedingt durch schriftliche Zeugnisse erhellt werden; zu ihrem Arbeitsgebiet zählt die gesamte, in ur- und frühgeschichtlicher Zeit von Menschen bewohnte Erde. Sie wird somit nicht durch einen bestimmten kulturell – und damit auch chronologisch – umschriebenen Gegenstand definiert. Die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie unterscheidet sich daher von den anderen archäologischen Fächern durch die fehlende räumliche Begrenzung: sie gilt als ‚grenzenlose‘ Wissenschaft (ebd. 52). Es gibt also nicht ‚die‘ Archäologie; sie ist vielmehr eine sehr differenzierte Wissenschaft, deren Zweige durch fachspezifische Traditionen geprägt sind.

5 Clemens 20-21 geht für das Jahr 1840 von der Existenz von etwa 60 Vereinen aus.

6 Zum Begriff des Dilettanten, der im Deutschen seit dem späten 18. Jh. belegt ist, siehe Lütken/Brakensiek. Die heute weitgehend pejorative Verwendung des Begriffs als ‚Nichtfachmann‘ im Sinne von ‚Stümper‘ reicht ebenfalls bis in die Zeit um 1800 zurück.

7 „Philologen wußten, daß sie alten Texten gewachsen waren, Verwaltungsjuristen, Richter und Advokaten trauten sich zu, Rechtsaltertümer zu bearbeiten, Ärzte wussten genug Anatomie, um Skelett und Schädel zu beurteilen und zu präparieren“ (Heimpel 55). – Aufschlussreich über die Zusammensetzung der Mitglieder einiger deutscher historischer Vereine sind die Tabellen bei Clemens 420-425, Tab. 3-8.

8 Zur Geschichte der BAG und der Mitgliederentwicklung siehe Andree.

9 *Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* (DAG).

10 Goschler charakterisiert die wissenschaftlichen Vereine des 19. Jahrhunderts als „wichtige Knoten im bürgerlichen Netzwerk“ (Goschler 51) und bescheinigt der BAG einen „hybriden Charakter“, da ihre Mitglieder aus Laien und Wissenschaftlern bestand und die Grenze zwischen professionellen Anthropologen, Ethnologen sowie Ur- und Frühgeschichtlern und Laien fließend war (ebd. 49). Die BAG habe die genannten in der „Disziplinbildung begriffenen Wissenschaften“ vertreten (ebd. 36). Ähnlich auch vom Bruch, der feststellt, dass es im 19. Jahrhundert zu einer regen, gar massenhaften „Beteiligung gebildeter Laien an wissenschaftlicher Arbeit, vielfach im Umfeld wissenschaftlicher Autoritäten“ (vom Bruch 83) kam.

11 Ausführlich zu Schliemann und seinen Entdeckungen siehe Samida, Heinrich Schliemann; Witte, Heinrich Schliemann; zu Boetticher siehe Zavadil, Federkrieg.

12 Hierzu zählt z.B. auch das griechische Heiligtum in Olympia samt der Beschreibungen des Schriftstellers und Geographen Pausanias.

13 So Schliemann in einem Brief an Humann (zit. nach Zavadil, Federkrieg 206). Diesen Begriff gebrauchte Schliemann für nahezu alle seine Gegner. Weshalb sich Boetticher zunehmend für die Ausgrabungen in Troia zu interessieren begann, muss aufgrund fehlender Quellen offen bleiben.

14 „Ich kann nur wiederholen, ein vorzüglicher Mann; aber er hat den Prioritätswahnsinn. Wenn Koch das Heilserum erfindet oder Edison Ihnen auf fünfzig Meilen eine Oper vorspielt, mit Getrappel und Händeklatschen dazwischen, so weist Ihnen mein Krippenstapel nach, dass er das vor dreißig Jahren auch schon mit sich rumgetragen habe“ (Fontane, Stechlin 54).

15 Zu weiteren Beispielen und Schliemann als archäologischen Erzähler siehe Samida, Geschichtsschreibung.

16 Alle Zitate aus Schliemann, *Alterthümer*: 36; 59; 185; 38 und 172; 124 und 83.

17 Es würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, wenn wir die Bedeutung Virchows für Schliemanns Professionalisierung weiter ausführten; zu diesem Prozess Jung, *Citizen Science* 45-48.

18 Wie sehr diese Autorität andererseits durch Fehlurteile die Forschung zu obstruieren vermochte, zeigt sich an Virchows unrichtiger Bestimmung des Skeletts des Neandertalers als das pathologisch deformierte eines Zeitgenossen (siehe Virchow, Neanderthal-Schädel sowie dazu Bolus/Schmitz 29)

19 Zu dem Streit zwischen Boetticher und Koldewey um den Begriff „Feuernekropole“ siehe ausführlich Zavadil, Federkrieg 53-56.

20 Dieses Verständnis findet Ausdruck auch in dem Buchtitel: *La Troie de Schliemann, une nécropole à incinération à la manière assyro-babylonienne* (Boetticher, Troie).

21 Dieses Buch enthält zuweilen etwas penetrant anmutende Hervorhebungen der Bedeutsamkeit derjenigen, die sich, wie vorsichtig auch immer, bejahend zu Boettichers Thesen geäußert hatten; dazu gehörten laut Boetticher (ebd. 133) der Ethnologe Moritz Wagner (1813–1887) aus München, der Geograph Friedrich Ratzel (1844–1904) sowie der „weltbekannte Archäologe“ (ebd. XXV) Salomon Reinach (1858–1932).

22 „Obwohl Dörfeld weder studierter Archäologe war, noch ein Baumeister-Examen gemacht hat, pochte er doch stets auf seine Autorität als Fachmann“ (Boetticher, Humburg XXX).

23 Tatsächlich lautet das Distichon, welches die Nr. 52 trägt: „Irrthum verlässt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis/ Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan“ (Goethe 353).

24 „Letzten Sonnabend habe ich Hrn. Bötticher in der anthropologischen Gesellschaft behandelt, ich hoffe, zu Ihrer Zufriedenheit. Sie haben also wieder Ihren Willen gehabt, und ich bitte damit Ihr tyrannisches Gemüt zu beruhigen“ (Virchow an Schliemann, 19. Februar 1884, zit. nach Herrmann/Maaß 398).

25 Ein weiteres Beispiel ist ein Beitrag in der Zeitschrift die *Grenzboten*, in der der anonyme Autor betont, man dürfe Personen wie Boetticher nicht absprechen, zu forschen, zu kritisieren, zu irren und sich berichtigen zu lassen, schließlich gehe es auch ihnen um die Sache (Anonymus 560). Denn wenn nur Philologen und Archäologen mitreden dürften, müssten auch Schliemann und Virchow schweigen (ebd. 559).

26 Die Gleichsetzung von Entdeckung und Entdecker findet sich auch andernorts; dazu auch Samida, Vom Heros zum Lügner.

27 Selbstverständlich gab es Ausnahmen wie beispielsweise Alexander Conze (1831–1914) oder auch Ernst Curtius (1814–1896), die beide einer mehr kulturhistorischen Richtung der Klassischen Archäologie zugerechnet werden können. Wie lange die kunstarthologische Ausrichtung jedoch vorhielt, macht ein Zitat von Michaelis deutlich, der im Vorwort zu seinem 1906 erschienenen Buch *Die archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts* schreibt: „Dabei ist ‚Archäologie‘ wesentlich im Sinne von Kunstarthologie gefaßt; Kulturerzeugnisse ohne ausgesprochenen Kunstcharakter werden nur gelegentlich herangezogen“ (Michaelis V).

28 Schon Carl Schuchhardt hatte rückblickend auf das noch junge Fach neben Virchow auch Schliemanns Bedeutung erkannt und herausgehoben: „Am Eingang in die Deutsche Vorgeschichtsforschung stehen wie zwei große Pylonen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow [...], die beide von einem anderen Beruf aus zur Vorgeschichtsforschung gekommen sind und die dann, [...] das Beste für unsere Wissenschaft [...] getan haben“ (Schuchhardt, Rudolf Virchow 14).

Literatur

- Andree, Christian. „Geschichte der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1869–1969.“ *Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1869–1969. Erster Teil, Fachhistorische Beiträge* (Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte III, 1). Hg. Hermann Pohle und Gustav Mahr. Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1969: 9-140.
- Anonymus. „Der neue trojanische Krieg“. *Die Grenzboten* 48 (1889): 557-560.
- Ash, Mitchell G. „Wissenschaft(en) und Öffentlichkeit(en) als Ressourcen füreinander. Weiterführende Bemerkungen zur Beziehungsgeschichte.“ *Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*. Hg. Sybilla Nikolow und Arne Schirrmacher. Frankfurt am Main: Campus, 2007: 349-362.
- Boetticher, Ernst. „Schliemann's Troja eine urzeitliche Feuernekropole.“ *Das Ausland* 56/51 (1883): 1010-1015; 56/52 (1883): 1028-1030.
- . *La Troie de Schliemann, une nécropole à incinération à la manière assyro-babylonienne*. Louvain: Lefever, 1889.
- . *Der Trojanische Humbug*. Berlin: Eigenverlag, 1911.
- Bolus, Michael, und Ralf W. Schmitz. *Der Neandertaler*. Ostfildern: Thorbecke, 2006.
- Calder, William M. III. „Schliemann on Schliemann: A Study in the Use of Sources.“ *Greek, Roman and Byzantine Studies* 13.3 (1972): 335-353.
- Clemens, Gabriele B. *Sanctus amor patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 2004.
- Cobet, Justus. „Troja vor Schliemann.“ *Heinrich Schliemann nach hundert Jahren*. Hg. William M. Calder III und Justus Cobet. Frankfurt am Main: Klostermann, 1990: 118-151.
- . *Heinrich Schliemann. Archäologe und Abenteurer*. München: Beck, 1997.
- Daum, Andreas. *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848–1914*. München: R. Oldenbourg, 2002.
- Eggert, Manfred K. H. *Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft*. Tübingen: Francke, 2006.
- Fontane, Theodor. „Meine Kinderjahre.“ *Werke, Schriften und Briefe* III, 4. Hg. Helmuth Nürnberger und Walter Keitel. München: Hanser, 1973: 7-177.
- . „Frau Jenny Treibel oder ‚Wo sich Herz zum Herzen find't.‘“ *Werke, Schriften und Briefe* 1, 4. Hg. Helmuth Nürnberger und Walter Keitel. München: Hanser, 1974: 297-478.
- . „Der Stechlin. Roman.“ *Werke, Schriften und Briefe* 1, 5. Hg. Helmuth Nürnberger und Walter Keitel. München: Hanser, 1980.
- Furtwängler, Adolf. „Ueber Troja.“ *Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns* 11 (1895): 13-20.
- Goethe, Johann Wolfgang von. „Vier Jahreszeiten.“ *Werke. Weimarer Ausgabe* 1, 1. Hg. Sophie von Sachsen. Weimar: Böhlau, 1887: 352.
- Goschler, Constantin. „Wissenschaftliche ‚Vereinsmenschen‘. Wissenschaftliche Vereine in Berlin im Spannungsfeld von Wissenschaft und Öffentlichkeit, 1870–1900.“ *Wissenschaft und Öffentlichkeit in Berlin, 1870–1930*. Hg. Constantin Goschler. Stuttgart: Franz Steiner, 2000: 31-63.
- Gramsch, Alexander. „Ein Abriss der Geschichte der Prähistorischen Archäologie in Deutschland: Genese, Entwicklung und Institutionalisierung.“ *Das Altertum* 52 (2007): 275-304.
- Greifenhagen, Adolf (Hg.). *Adolf Furtwängler: Briefe aus dem Bonner Privatdozentenjahr 1879/90 und seiner Tätigkeit an den Berliner Museen 1880-1894*. Stuttgart: Kohlhammer, 1965.
- Hammer-Schenk, Harold. „Dem Heros‘. Anmerkungen zu Heinrich Schliemanns Grabmal in Athen.“ *Archäologie und historische Erinnerung: Nach 100 Jahren Heinrich Schliemann*. Hg. Justus Cobet und Barbara Patzek. Essen: Klartext, 1992: 31-50.
- Heimpel, Hermann. „Geschichtsvereine einst und jetzt.“ *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland*. Hg. Hartmut Boockmann u.a. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1972: 43-73.
- Herrmann, Joachim, und Evelin Maaß. *Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876-1890*. Berlin: Akademie-Verlag, 1990.
- Hoppe, Willy. „Einhundert Jahre Gesamtverein.“ *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 38 (1952): 1-38.
- Jung, Matthias. *„Heimathirsche“. Hobbyarchäologen zwischen Hedonismus und Professionalisierung*. Münster u. a.: Waxmann, 2010.
- . „Citizen Science‘ – eine Programmatik zur Rehabilitation des Handelns wissenschaftlicher Laien und ihre Implikationen für die Archäologie.“ *Forum Kritische Archäologie* 4 (2015): 42-54. DOI: 10.6105/journal.fka.2015.4.6.
- Kladderadatsch 1889. „Offener Schreibebrief an Herrn Dr. Heinrich Schliemann.“ *Kladderadatsch* 42/41 (1889): 163.
- Kladderadatsch 1890. „Der Krieg um Troja.“ *Kladderadatsch* 43/18 (1890): 69.
- Kohut, Adolf. „Bötticher contra Schliemann.“ *Pester Lloyd* 38/36 Beil., (1891): 1-2.
- Koldewey, Robert. „Die altbabylonischen Gräber in Surghul und El Hibba.“ *Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete* 2 (1887): 403-430.
- . „Aus einem Briefe des Herrn R. Koldewey an C. Bezold.“ *Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete* 3 (1888): 252-253.
- Kossack, Georg. *Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen und politischen Situation*. München: Bayerische Akademie der Wissenschaften, 1999.
- Langewiesche, Dieter. *Liberalismus in Deutschland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988.
- Ludwig, Emil. Schliemann: *Geschichte eines Goldsuchers*. Berlin: Paul Zsolnay, 1932.
- Lütteken, Laurenz, und Stephan Brakensiek. „Dilettant.“ *Enzyklopädie der Neuzeit Online*. Hg. Friedrich Jäger. Leiden: BrillOnline, 2014.
- Maier, Franz Georg. *Von Winckelmann zu Schliemann – Archäologie als Eroberungswissenschaft des 19. Jahrhunderts*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992.

- Mannspurger, Brigitte. „Selbstinszenierung‘ Heinrich Schliemanns in der Darstellung der Mitarbeit seiner Frau Sophia.“ *Heinrich Schliemann. Grundlagen und Ergebnisse moderner Archäologie 100 Jahre nach Schliemanns Tod*. Hg. Joachim Herrmann. Berlin: Akademie-Verlag, 1992: 65-72.
- Meyer, Ernst. *Heinrich Schliemann: Kaufmann und Forscher*. Northeim: Muster-Schmidt, 1969.
- Michaelis, Adolf. *Die archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts*. Leipzig: Seemann, 1906.
- Münkler, Herfried. „Heroische und postheroische Gesellschaften.“ *Merkur* 61.7/8 (2007): 742-752.
- Neuhaus, Volker und Markus Wallenborn. „Held.“ *Handbuch Populäre Kultur*. Hg. Hans-Otto Hügel. Stuttgart: Metzler, 2003: 233-240.
- Pansegrau, Petra. „Zwischen Fakt und Fiktion – Stereotypen von Wissenschaftlern in Spielfilmen.“ *Frosch und Frankenstein*. Hg. Bernd Hüppauf und Peter Weingart. Bielefeld: transcript, 2009: 373-386.
- Patzek, Barbara. „Schliemann und die Geschichte der Archäologie im neunzehnten Jahrhundert. Von der Entstehung einer Wissenschaft zur archäologischen Sensation.“ *Heinrich Schliemann nach hundert Jahren*. Hg. William M. Calder III und Justus Cobet. Frankfurt am Main: Klostermann, 1990: 31-55.
- Reemtsma, Jan Philipp. „Der Held, das Ich und das Wir.“ *Mittelweg* 36, 18.4 (2009): 41-64.
- Samida, Stefanie. „Populäre Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert: Motive und Strategien archäologischer Erzähler.“ *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51.1/2 (2010): 87-104.
- . „Vom Heros zum Lügner. Wissenschaftliche ‚Medienstars‘ im 19. Jahrhundert.“ *Inszenierte Wissenschaft: Zur Popularisierung von Wissen im 19. Jahrhundert*. Hg. Stefanie Samida. Bielefeld: transcript, 2011, 245-272.
- . *Heinrich Schliemann*. Tübingen: Francke, 2012.
- . *Die archäologische Entdeckung als Medienereignis: Heinrich Schliemann und seine Ausgrabungen im öffentlichen Diskurs, 1870–1890*. Münster: Waxmann, im Druck.
- Schindler, Wolfgang. „Heinrich Schliemann. Leben und Werk im Spiegel der neueren biographischen Forschungen.“ *Philologus* 120 (1976): 271-289.
- Schliemann, Heinrich. *Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen*. Leipzig: Brockhaus, 1869.
- . *Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja*. Leipzig: Brockhaus, 1874. [Nachdruck 1990 unter dem Titel: *Bericht über die Ausgrabungen in Troja in den Jahren 1871 bis 1873*. München: Artemis, 1990.]
- . *Ilios. Stadt und Land der Trojaner*. Leipzig: Brockhaus, 1881.
- Schliemann, Sophia (Hg.). *Heinrich Schliemann's Selbstbiographie. Bis zu seinem Tode vervollständigt*. Leipzig: Brockhaus, 1892.
- Schneider, Christian. „Wozu Helden?“ *Mittelweg* 36, 18.1 (2009): 91-102.
- Schuchhardt, Carl. *Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryus, Mykenae, Orchomenos, Ithaka und im Lichte der heutigen Wissenschaft*. Leipzig: Brockhaus, 1891.
- . „Rudolf Virchow als Prähistoriker.“ *Festsitzung zum Gedächtnis des hundertjährigen Geburtstages Rudolf Virchows am 15. Oktober 1921*. Hg. Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Berlin: Unger, 1921: 14-23.
- . *Aus Leben und Arbeit*. Berlin: de Gruyter, 1944.
- Stoll, Heinrich Alexander. *Der Traum von Troja: Lebensroman Heinrich Schliemanns*. Leipzig: Paul List, 1956.
- Stüssel, Kerstin. „Autodidakten übertreiben immer.“ Autodidaktisches Wissen und Autodidaktenhabitus im Werk Theodor Fontanes.“ *Theodor Fontane: Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.-17. September 1998 in Potsdam*, 3. Hg. Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000: 119-135.
- Sünderhauf, Esther Sophia. *Griechensehnsucht und Kulturkritik. Die deutsche Rezeption von Winckelmanns Antikenideal 1840-1945*. Berlin: Akademie-Verlag, 2004.
- Veit, Ulrich. „Mehr als eine ‚Wissenschaft des Spatens‘ – Troia und die Geburt der modernen Archäologie.“ *Troia. Archäologie eines Siedlungshügels und seiner Landschaft*. Hg. Manfred O. Korfmann. Mainz: Zabern, 2006: 123-130.
- Virchow, Rudolf. „Untersuchung des Neanderthal-Schädels.“ *Zeitschrift für Ethnologie* 4 (1872): 157-165.
- . [Ohne Titel.] *Verhandlungen der Allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 11 (1880): 1-16. [= Beilage zum Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 11 (1880).]
- vom Bruch, Rüdiger. „Prominenz und Prestige. Zur Geschichte einer geistes- und sozialwissenschaftlichen Öffentlichkeitselite.“ *Deutschlands Eliten im Wandel*. Hg. Herfried Münkler, Grit Straßenberger und Matthias Bohlender. Frankfurt am Main: Campus, 2006: 77-102.
- von den Hoff, Ralf u.a. „Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne: Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948.“ *helden. heroes. héros*. 1 (2013): 7-14. DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2013/01/03.
- Weber, Max. „Geschäftsbericht.“ *Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.–22. Oktober 1910 in Frankfurt a.M.* Tübingen: Mohr (Siebeck), 1911: 17-38.
- Wirth, Uwe. „Dilettantische Konjekturen.“ *Dilettantismus als Beruf*. Hg. Safia Azzouni und Uwe Wirth. Berlin: Kadmos, 2009: 11-27.
- Witte, Reinhard. *Schliemann einmal heiter betrachtet. Der Erforscher Troias und Mykenes in der satirischen Zeitschrift „Kladderadatsch“ und in humorvollen Beiträgen*. Ankershagen: Heinrich Schliemann Museum, 2004.
- . *Heinrich Schliemann. Auf der Suche nach Troja*. München: Frederking & Thaler, 2013.
- Zavadil, Michaela. *Ein trojanischer Federkrieg: Die Auseinandersetzung zwischen Ernst Boetticher und Heinrich Schliemann*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2009.
- . „Dilettant oder Pionier? Überlegungen zum Archäologen Heinrich Schliemann.“ *Wissenschaftliche Forschung in Österreich 1800-1900. Spezialisierung, Organisation, Praxis*. Hg. Christine Ottner u.a. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015: 89-113.
- Zintzen, Christiane. *Von Pompeji nach Troia: Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert*. Wien: WUV, 1998.